

J's. Donnerstagabend. Livemusik. Wo wir Livemusik gutieren können, ohne uns wegen des Eintrittspreises zu stressen. J's. Donnerstagabend. Livemusik. Wo wir uns kennenlernen haben.

J's. Donnerstagabend. Nach der Livemusik, ein Jahr später. Als ich endlich loslassen konnte. Einen Schlusstrich ziehen. Wir liefen uns in einem nahegelegenen Restaurant über den Weg und stritten uns ordentlich. Aber es war das J's, wo ich nach, dem wir die Sache einigermaßen ausgeglichen hatten, die ganze angestaute Wut wegzante. Und ein Krankenwagen, von dem ich wusste, dass er nicht rechtzeitig kommen würde, nicht rechtzeitig kam.

So bekam ich meinen Schlusstrich. Auch wenn ich das nie jemandem erzählen würde, nicht einmal Nina. Sie beschuldigt mich, ich sei zu *barbie*. „Wir sind Afrikanerinnen, Aluoch. Was soll dieser Schlusstrich, von dem du da faselst? Manchmal bist du mehr *mzungu*, als gut für dich ist.“ Und vielleicht bin ich das auch. Schließlich ging ich auf die Msongari, als sie noch die Msongari war.

In gewisser Hinsicht gilt die Msongari wohl immer noch als außergewöhnlich. Aber Sie kennen das ja, wie Dinge den Bach runtergehen, sobald man weg ist. So lief das auch mit der Msongari. Und mit Thandi. Thandi, der Grund dafür, dass ich nach einem Schlusstrich suchte.

Nina lacht jedes Mal, wenn ich unsere kalte Jahreszeit als Winter bezeichne. Sagt, Winter sei ein Mzungu-Konzept. Ich schweife ab.

Es war also vergangenen Winter, dass ich Thandi bei J's kennenlernte. Ich war mit meinem Ex-Freund Stan zusammen. Außer, dass er damals noch nicht mein Ex war. Das war der Tag, an dem er mein Ex wurde. Stan und ich hatten viel Streit.

Er sagte, ich sei zu anspruchsvoll. Als ob er nicht gewusst hätte, worauf er sich einließ, als wir angingen, miteinander zu gehen. Männer umwerben dich mit Speis und Trank, wenn sie dir den Hof machen. Dann heulen sie rum und finden, dass du zu anspruchsvoll bist, nur weil du möchtest, dass sie die Standards aufrechterhalten, mit denen sie schließlich selbst angefangen haben.

Nina traf mich an jenem Donnerstag niedergeschlagen an und schlug vor, auszugehen. Chris Adwar und die Villagers Band spielten. Eine meiner Lieblingsbands. „Wo geht ihr hin?“, hatte Stan gefragt. „J's“, antwortete Nina, bevor ich ihr sagen konnte, sie solle die Klappe halten. „Ich komme mit“, sagte er zu mir.

Nach diesen Worten mussten wir ihn natürlich mitkommen lassen. Es wurde dann trotzdem ein Mädelsabend, dank Thandi. Wir lernten uns in der Toiletten-Warteschlange kennen.

Ich weiß. Nicht gerade der romantischste Ort zum Kennenlernen. Nachdem ich gegangen war, fragte ich mich oft, ob dieses Treffen die beschissene Beziehung vorhersagte, zu der die unsere wurde. Ich stellte mich also hinter ihr an, und sie drehte sich um und sah mich wie hypnotisiert an. „Mein Gott, bist du schön“, seufzte sie. Ich hatte mich umgedreht, um zu sehen, ob da jemand war, mit dem sie redete. „Du brauchst dich nicht umzudrehen. Ich rede mit dir“, sagte sie, diesmal eindeutig zu mir. Sie hatte eine rauchig verführerische Stimme. „Deine Gesichtszüge sind so markant.“ Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. „Du bist die schönste Frau, die ich je gesehen habe.“

Ich will nicht behaupten, dass man in Nairobi nicht mit Fremden redet. Aber es ist nicht mein Ding. Beiläufige Komplimente oder Kommentare von Fremden erfüllen mich mit Unbehagen. Bei dieser Frau hatte ich jedoch kein unangenehmes Gefühl. Ich glaube, ich lächelte sogar.

Sie ging auf die Toilette. Kam dann heraus. Ich ging nach ihr auf die Toilette. Ich kam heraus. Sie wartete auf mich. „Du bist wirklich atemberaubend.“ Ich sagte: „Danke.“

„Ich hole mir was zu trinken. Kann ich dir was mitbringen?“ – „Klar. Brandy. Einen doppelten.“ – „Eine Frau nach meinem Geschmack. Ich stehe auch auf Brandy.“

Als sie zurückkam, stellte sie die Brandys auf einem Tisch nahe der Tür ab. Sie sah mich an und sagte: „Ich habe mich dir nicht vorgestellt, meine Schöne. Ich heiße Thandi. Das bedeutet auf Zulu Liebe, aber ich bin Massai.“ Wenn ich an sie denke, denke ich an diesen Spruch, denn so stellte sie sich ständig vor. Sie machte kein Geheimnis daraus, dass sie mich anmachte, und das gefiel mir. „Wie kommst du zu deinem Namen?“, fragte ich. „Lange Geschichte: In der Moi-Ära exilierter Vater lernt seinen besten Freund, einen Zulu, in Tansania kennen. Ich heiße nach dessen Frau.“

„Ach so?“ Dann wurde mir klar, dass ich mich gar nicht vorgestellt hatte. „Und ich

bern konnte. Jene erste Nacht endete damit, dass Thandi mich heimführte, wo sie meine Mutter kennenlernte und sich mit ihr unterhielt, während ich meine Samsonite-Tasche mit dem Nötigsten packte. Falls meine Mutter über meine neue Frau mit-Frau-Beziehung überrascht war, ließ sie sich das nicht anmerken.

In jenen sechs Monaten, in denen ich mit Thandi zusammen war, sprach sie von ihr auf dieselbe Art wie von allen Jungs, mit denen ich zusammen gewesen war: Stan, von dem sie sagte, er sei zu *shags*, weil seine Eltern im ländlichen Busia blieben; Mbatian, den ich ihrer Meinung nach hätte heiraten sollen, weil er höflich war

Ich erhalte normalerweise nur Bestellungen für besondere Anlässe wie Hochzeiten. Meine wichtigsten und beständigsten Kundinnen sind: meine verheiratete ältere Schwester, ein paar ehemalige Msongari-Schülerinnen und meine Mutter mit ihren Schönwetter-Freundinnen aus allen Rängen (sofern in Kenia nicht gerade Wahlsaison ist). Als regelmäßige Bestellungen reicht das aber nicht für meinen Lebensunterhalt und die Miete aus. Also wohnte ich bei meiner Mutter. Bis ich bei Thandi einzog.

Ich hatte die Wohnung für mich, wenn sie bei der Arbeit oder außer Landes war. Ich konnte in Ruhe meine Entwürfe anfertigen, und mein Yoga-Studio lag sowieso

Drittel von Mamas Rechnungen zu bezahlen, könnte ich das gar nicht. Thandi war großartig. Half mit den Visa und allen Vorbereitungen, die zu erledigen waren. Mama machte Witze und nannte sie den Sohn, den sie nie gehabt habe. Ich glaube nicht, dass sie gleichgeschlechtliche Beziehungen so richtig verstanden hatte.

Sieben Wochen. So lange waren wir in Indien. Drei Wochen der Beklemmung und vier Wochen, in denen sich Mama erholte. Zu der Zeit freundete sich meine Mutter mit einer Ärztin an, die ihr Interesse am Gärtnern teilte. Von dieser Ärztin hörte meine Mutter von diesem Insektizid, das ihre Pflanzen vor Insekten schützen sollte. Kuradan. Ein wirksames Gift für Pflanzen und Menschen. Mama kaufte etwas davon für ihre Pflanzen. Ich packte es für sie ein, als wir Indien verließen. Wir fuhren zurück nach Hause, Mamas Krebs war in Remission.

Ich freute mich darauf, meine Beziehung mit Thandi wieder aufzunehmen. Thandi, die großartig gewesen war. Bis es sich damit hatte. Sieben Wochen. Das klingt nicht wie eine sehr lange Zeit. Und kann es doch sein. Verdammte. Eine Toilettenpause kann eine lange Zeit sein, wie Stan an einem donnerstägigen Ausgeh-Abend bei J's herausfand.

Die erste Woche war genauso wie die sechs Monate, bevor ich weggefahren war. Aber dann fing ich an, bei Thandi Verände-

Um sechs Uhr morgens duschte ich. Thandi war nicht ins Bett gekommen. Vielleicht war sie gar nicht nach Hause gekommen. Ich würde gehen.

Aber. Thandi war nach Hause gekommen. Im Gästezimmer setzte sich eine fremde Frau ins Bett auf. Sie hatte Thandi erwartet. Sie sah irgendeine andere, ihr unbekannte Frau. Ich lächelte ihr angespannt zu. „Hallo.“

„Hi“, antwortete sie. „Thandi ako?“, fragte ich. „Toilette.“ Als ich sie ansah, spürte ich einen Stich im Herzen. Ihre billige Haarverlängerung, ihr grelles Make-up – nicht eingewaschen, bevor sie schlafen ging – und ... und ... ihr billiger blauer BH auf meiner Samsonite-Tasche.

Wenn Thandi wollte, dass wir Schluss machten, musste sie wirklich so tief sinken? Das war für mich der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Ich schnipste ihn von meiner Tasche, nahm sie hoch und ging.

Heute habe ich sie, seit ich ging, zum ersten Mal gesehen. Das Kuradan, das ich immer in die Handtasche stecke, die ich gerade benutze, war kein Zufall. Das Treffen im Manor 540 schon.

Sie ließ ihre NGO-*wazungu* sitzen und ich Nina. Wir setzten uns hin und redeten, während wir uns eine Portion Fisch teilten. Die Intimität, uns einen so großen Fisch zu teilen, verfälschte die Wut in meiner Stimme. Thandi erklärte.

Es war alles zu viel, sagte sie. Sie war nicht bereit für eine ernste Beziehung, erklärte sie. Sie wusste nicht, was sie mir sagen sollte, deshalb kam sie in jener letzten Nacht nicht zum Abendessen nach Hause, fügte sie hinzu. Die andere Frau hatte nichts zu bedeuten. Sie erinnere sich nicht einmal an ihren Namen, versicherte sie mir. Ich nickte, als ob ich verstünde. „Warum kommen du und deine Freunde nachher nicht mit Nina und mir mit zu J's?“ – „Prima Idee“, sagte Thandi. Wir gingen zusammen hinaus, eine große, scheinbar fröhliche Gruppe.

Als wir das J's erreichten, lächelte ich sie an und sagte: „Weil ich jetzt endlich einen Schlusstrich ziehen konnte, geht der erste Brandy auf mich.“ Schlusstrich, dass ich nicht lache. Ich holte uns zwei Brandys. Das J's war voll, wie immer am Donnerstagabend. Das Kuradan fand seinen Weg in ihr Glas, bevor ich zu ihr zurückging. „Danke, Süße“, sagte sie. „Ich bin froh, dass jetzt alles okay ist zwischen uns.“ Sie trank.

Im letzten Moment, bevor sie das Bewusstsein verlor, sah ich diesen Blick der Erkenntnis. Des Wissens, was ich getan hatte. In der ersten Woche nach meiner Rückkehr aus Indien hatte ich ihr von dem Kuradan und seiner Wirkung erzählt. Dass Bauern, die ihre Schulden nicht zurückzahlen können, es mit Brandy nehmen. Sie konnte sich wohl einfach nicht vorstellen, dass auch sie eine Schuld zu begleichen hatte. Bis zu diesem Moment, bevor sie das Bewusstsein verlor.

„Thandi sieht nicht so richtig gut aus, wenn du mich fragst“, sagte ich zu einem der *wazungu*. „Mein Handy hat keine Batterie mehr. Vielleicht sollte jemand einen Krankenwagen rufen?“ – „Wie ist die Nummer? Wie ist die Nummer für einen Krankenwagen?“, fragte einer. Ich fing an zu weinen.

J's. Donnerstagabend. Während der Livemusik. Die Band jammt. Die Menge tanzt. Das Lokal ist voll. Die *wazungu* am meinem Tisch schreien. Thandi, eine Massai-Frau, deren Name Liebe bedeutet, wird von Zuckungen geschüttelt. Und ich, ich lächle innerlich.

Alle um mich herum sehen mich weinen. Aber sie haben keine Ahnung. Ein Schlusstrich. Heute habe ich ihn endlich geschlossen. Unter einen billigen blauen BH auf meiner Samsonite-Tasche.

**Zukiswa Wanner** ist eine Schriftstellerin, die in Sambia geboren wurde und derzeit in Kenia lebt. Ihre Erzählung ist für das Goethe-Institut entstanden und Teil einer Serie von sieben fiktionalen Texten zur Postkolonialen Weltordnung, die in der Anthologie „Ende des Traums“ erscheinen und auch unter [www.goethe.de/latituae/de](http://www.goethe.de/latituae/de) zu lesen sein werden. Aus dem Englischen von Elisabeth Meister.

## Der blaue BH auf der Samsonite-Tasche

Eine Erzählung von Zukiswa Wanner

bin Aluoch.“ Ich streckte ihr meine Hand hin. Ich wollte ihre Hand ewig festhalten.

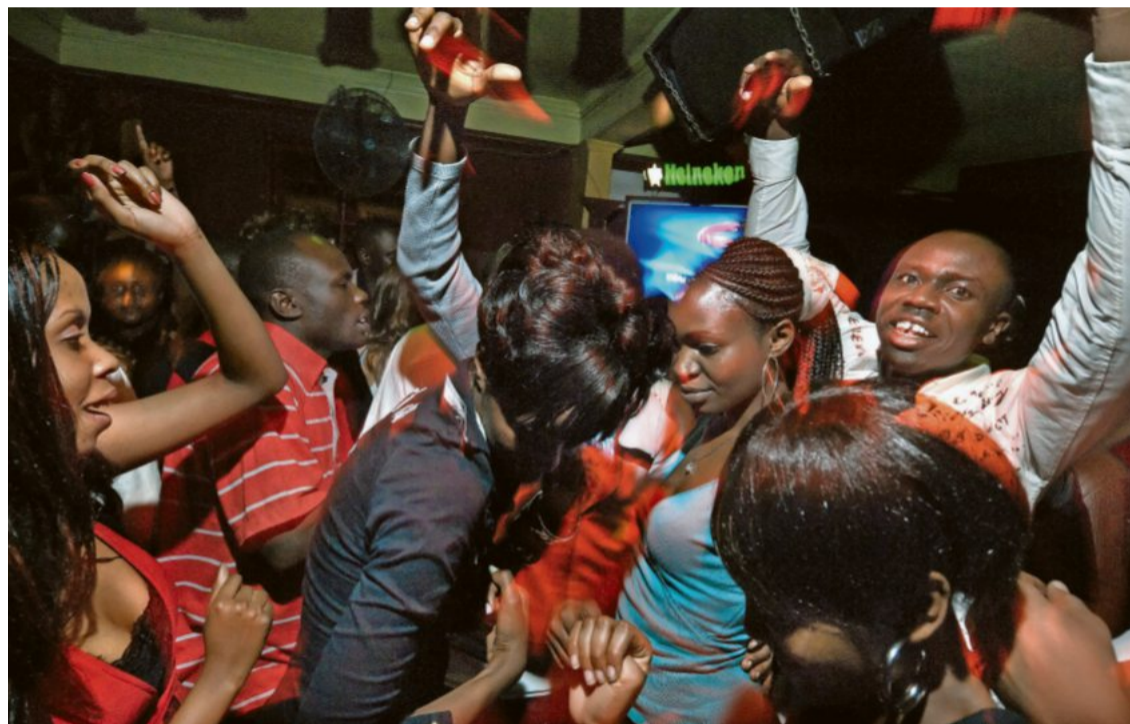
Bis dahin hatte ich mich für heterosexuell gehalten. Aber Thandi war der Typ Frau, bei dem ich mich immer geschmeichelt fühlte, wenn ich angemacht wurde. Hübsch. Niveaull. Selbstbewusst. Femme. Und, wie ich später herausfinden sollte, intelligent. An jenem Donnerstag im J's hörte ich auf, mich geschmeichelt zu fühlen, machte keine höfliche Bemerkung wegen „Danke, aber ich stehe auf Männer ...“. Ich zog sie zu mir her und küsste sie, so kühn, wie sie mit mir ein Gespräch angefangen hatte.

Wir führen auseinander, als Stan plötzlich hinter mir stand und mich an der Schulter meines Kleides zog. „Aluoch. Was machst du da? Bist du besoffen?“, fragte er mit verwirrtem Blick. Nina neben ihm grinste. „Vergiss es, Stan. Du kannst hier nicht gewinnen.“ – „Aber Aluoch ist nicht ...“, stotterte er, „sie ist keine Lesbe.“ Nina sagte boshaft: „Ich liebe es, wenn eine Lesbe einem Mann die Frau ‚stiehlt‘.“ Sie machte sogar die imaginären Anführungszeichen. Ich fand endlich meine Stimme wieder. „Sorry, Stan“, und dann sah ich Thandi an und fragte: „Wo gehen wir hin?“

Thandi sah Stan an, als sie mir antwortete. „Bis zu mir sind es nur ein paar Minuten zu Fuß. Wollen wir?“ Wenn Thandi keine Frau gewesen wäre, hätte Stan ihr eine reingehauen. Er schaute mich fragend an. Ich zuckte die Achseln und drückte Thandis Hand. Ließ ihn meine Entscheidung wissen. Er seufzte resigniert und ging hinaus. Das war das letzte Mal, dass ich Stan sah.

Nina, die zunächst gedacht haben muss, dass das ein Scherz sein sollte und nur ein Weg, um Stan loszuwerden, schaute mich an, nachdem er gegangen war, und fragte: „Und jetzt?“ Nina und ich sind seit der Krippe befreundet, und ich habe ihr im Laufe unseres Lebens schon so manche Überraschung bereitet, aber diesmal blieb ihr die Spucke weg. „Ich ruf dich morgen an. Ich gehe jetzt. Aber bevor ich gehe: Thandi, das ist meine Freundin Nina. Nina, das ist Thandi.“ Sie nickten sich gegenseitig zu und sagten brav „Nice to meet you“, wie man das in Nairobi so macht.

Ich wohne bei meiner Mutter in Muthaiga, außer manchmal. Die ersten sechs Monate mit Thandi waren so ein Manchmal. In jener ersten Nacht begann etwas, von dem ich dachte, es würde nie aufhören. Unsere Körper waren auf eine Art im Einklang, wie sich mein Körper noch nie mit irgendjemandem gefühlt hatte. Sie wusste, wo sie mich berühren musste und wie sie mich in beinahe schwindelerregende Höhen zau-



Ausgelassen: Nachleben in Nairobi. Aber in dieser Geschichte endet die Nacht nicht gut. Foto Sven Torfinn/Laim

und aus einer guten Familie stammte; Owino, den sie zu *luo* fand, weil er sie nur auf Luo anredete, auch wenn sie auf Englisch antwortete, und *jaber* als Kosewort für mich benutzte; King'ara, der zu viel Party machte und dessen Geld ausgegeben war, bevor er es überhaupt bekam, was für meine Mutter ein Zeichen war, dass er nicht an *Kikuyu* genug war. Sie redete von ihnen allen als „dein Kumpel“. Sie hielt an der puritanischen Idee fest, dass ihr letztes Kind nicht sexuell aktiv war und diese Jungs trotz der offensichtlichen Realitäten nur meine Kumpels waren.

Thandi arbeitete für einen der besten Arbeitgeber in Kenia, den NGO-Sektor. Jene ersten sechs Monate waren magisch. Sie waren mit ihren Reisen und ständigen Wiedersehen gefüllt, die dafür sorgten, dass sich jeder Tag wie Flitterwochen anfühlte. Ich bin Modedesignerin. Nein. Nicht so, wie jeder in Nairobi von sich behauptet, das zu sein. Ich bin es wirklich. Aber der Großteil von Nairobi Mittelklasse gehört nicht wirklich zur Mittelklasse. Leute, die 40 000 Kenia-Schilling im Monat verdienen, tönen deshalb „Wir, die Mittelklasse“, weil sie ein Twitter-Konto, einen Kühlschrank und einen Fernseher haben und es sich leisten können, ab und zu auf Java zu sein.

näher an ihrer Wohnung als an der meiner Mutter. Glückseligkeit. Bis es sich damit hatte. Meine Mutter wurde krank.

Akoth ist in Amerika. Atieno hat Mann und Kinder und lebt in Karen, am anderen Ende der Stadt. So blieb nur ich, die ihr Liebesnest in Westlands verließ und nach Muthaiga zurückging, damit ich bei meiner Mutter sein konnte.

Im Aga-Khan-Krankenhaus sagten sie, es sei das große K. Krebs. Am besten nach Indien. Er sei noch im Frühstadium, und die Ärzte dort seien besser ausgestattet. Eine Freundin, eine desillusionierte Ärztin, erzählte mir mal, dass diese Überweisungen nach Indien eine Masche sind. Und dass unsere Ärzte dabei mitmachen, um zusätzliches Geld zu verdienen. Ich versuchte, das meinen Schwestern zu verlickern, aber es war ihnen egal. „Ja, Aluoch, aber was ist dein Problem? Wir bezahlen es doch, also ist es unser Geld. Du musst nichts tun, außer für Mama da zu sein. Fahr mit ihr nach Indien“, schalt mich Atieno.

Blöde Mrs. Perfect. Warum fährt sie nicht selbst hin? Ich hätte sie beinahe gefragt, aber dann erinnerte ich mich daran, dass ich als die Künstlerin in der Familie nichts zu bieten hatte als meine Anwesenheit. Wenn sie mich bitten würden, ein

rungen zu bemerken. Sie kam etwas später nach Hause. Sie streste sich ein bisschen mehr wegen Kleinigkeiten. Sie klang eine Spur kritischer.

Dann jener letzte Tag. Freitag. Ich rief sie bei der Arbeit an. „Sag mal, können wir heute zusammen zu Abend essen? Wir müssen reden.“ – „Sawa“, sagte sie, ihr Ton unverbindlich. Ich kochte Abendessen. Ihr Lieblingessen. Ich machte sogar Nachtisch. Dabei stehe ich gar nicht auf Süßes.

Ich hatte zwei Flaschen Cognac. Remy Martin. Nur unser Favorit war gut genug. Nach dem Gespräch würden wir entweder zueinander zurückfinden oder einander verlassen. Aber man konnte mir nicht vorwerfen, es nicht versucht zu haben.

Ich packte meine Samsonite-Tasche, falls wir den Weg zurück zueinander nicht finden sollten. Wenn das der Fall sein sollte, wollte ich keinen langen Abschied, während ich packte.

Ich stellte meine Samsonite-Tasche im Gästezimmer ab. Das Abendessen war fertig. Dann war das Abendessen kalt. Thandi kam nicht.

Ich wärmte mir einen Teller Essen auf. Ich aß zu Abend. Aß sogar Nachtisch. Ich trank Remy direkt aus der Flasche. Und ich weinte.

## FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Rudolf Hagelstange

### Venezianisches Credo

Denn was geschieht, ist maßlos. Und Entsetzen wölkt wie Gewitter über jedem Nacken.

Es jagt der Tod mit flammenden Schabracken durch Tag und Nacht, und seine Hufe fetzen,

was Werk und Leben heißt, zu tausend Stücken.

Sein Geißelhieb weiß jeden Leib zu finden.

Sein Atem lässt die Sehenden erblinden, und Baum und Strauch verfällt vor seinen Blicken.

Bis in die Träume flackert sein Gelächter, und in die Zukunft reiht er die Gebeine, ein Mordbesessener und an Blut Bezechter.

Wer baut, wenn noch bei letzten Brandes Scheine Ein Gott dem Würger in die Zügel fällt, aus diesem Chaos eine neue Welt?

Hans Christoph Buch

### Ein flammendes Fanal

Nein, dies ist kein Gedicht aus dem Sonettzyklus, den Albrecht Haushofer im Moabiter Gefängnis schrieb, bevor die SS ihn am Lehrter Bahnhof erschoss und das blutgetränkte Manuskript, von der sowjetischen Militärverwaltung gedruckt, zum Kultbuch des Jahres 1945 wurde. Rudolf Hagelstanges Gedicht hat mit den Moabiter Sonetten nicht nur die Entstehungszeit gemeinsam, sondern auch die strenge Form, die beide Dichter, ohne voneinander zu wissen, dem Chaos der letzten Kriegstage und dem Untergang des Nazireichs entgegenhielten.

Das Sonett ist geprägt vom Entsetzen über den Krieg, den es nicht nur im Wortmaterial, sondern auch in seinem stampfenden Rhythmus evoziert. Wenn die Waffen sprechen, schweigen die Musen. So auch hier. Hagelstange hatte Glück: Er wurde weder an der Ostfront noch in der Ardennenoffensive verheizt, sondern aus dem von der Wehrmacht geräumten Paris nach Oberitalien versetzt, wo er, relativ unbehelligt, zunächst in Venedig und später in Verona, einen Sonettkranz dichte,

der es in sich hatte: Protest gegen den Krieg und Anklage gegen den Nationalsozialismus zugleich. Es genügt, das Wort Tod im Text durch den Namen Hitler zu ersetzen, um die politische Brisanz der Verse zu erkennen. Ein Weckruf und Fanal im wahrsten Sinne des Wortes: Glaubt man Hagelstanges Bericht, haben seine Vorgesetzten bei der Armeezeitung, die er redigierte, ihn nicht nur gedeckt, sondern die Sonette abgetippt und vervielfältigt. Damit nicht genug: Der deutsche Botschafter Rudolf Rahn nahm ihn unter seine Fittiche, und an Führers Geburtstag, dem 20. April 1945, hielt er das in der Officina Bodoni bibliophil gedruckte Buch in der Hand. Wie das? Nach Stalingrad, der Landung der Alliierten in Sizilien und Frankreich und dem Attentat vom 20. Juli war die Wehrmacht an allen Fronten auf dem Rückzug, und nur blinde Fanatiker glaubten noch an den von Goebbels propagierten Endsieg.

Hagelstanges Glücksträhne riss nicht ab: Beim Verhör legte er dem Vernehmer der Army Gedichte vor, die dieser, ins

Englische übersetzt, an Eisenhower telegraphierte, und wurde fortan bevorzugt behandelt. Anton Kippenberg übernahm das „Venezianische Credo“ als Auftakt der Nachkriegszeit in die Insel-Bücherei, Hans Mayer und Stephan Hermlin spendeten Lob, und Johannes R. Becher bemühte sich um den Dichter, dessen Sonette die „Tägliche Rundschau“ nachdruckte. In Nordhausen schloss er seinen Vater in die Armee, der nach vorübergehender Haft in Buchenwald zum Opfer des Faschismus und Vorsitzenden der Blockpartei CDU geworden war. Doch Hagelstange widerstand den Lockrufen aus der Ostzone und setzte sich nach Westen ab. Hier wurde er zum Vorzeigebild des PEN-Clubs und der Darmstädter Akademie, nahm an der Hundertjahrfeier von Tagores Geburtstag in Neu-Delhi teil und schrieb vielgelesene Reisebücher über Russland und Nordamerika. Aus Opposition zum linkslinken VS gründete er einen konservativen Autorenverband, und die offiziellen Ehrungen, allen voran das Bundesverdienstkreuz, machten ihn verdächtig in den Augen der

Redaktion Hubert Spiegel

Rudolf Hagelstange: „Venezianisches Credo und andere Gedichte“. dtv, München 1981.

Von Hans Christoph Buch ist zuletzt erschienen: „Kulturschock China oder: Wie ich die Grosse Mauer erklimmte“. Bacopa Verlag, Schiedberg 2019, 252 S., geb., 24,80 €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter [www.faz.net/anthologie](http://www.faz.net/anthologie).